

Jürgen G. Nagel
Reinhard Wendt

Westliche Wirtschaftsinteressen und globale Migration: Diasporen und Minderheiten in der außereuropäischen Welt

Kurseinheit 3:
Chinesen in Südostasien

Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Wir weisen darauf hin, dass die vorgenannten Verwertungsalternativen je nach Ausgestaltung der Nutzungsbedingungen bereits durch Einstellen in Cloud-Systeme verwirklicht sein können. Die FernUniversität bedient sich im Falle der Kenntnis von Urheberrechtsverletzungen sowohl zivil- als auch strafrechtlicher Instrumente, um ihre Rechte geltend zu machen.

Der Inhalt dieses Studienbriefs wird gedruckt auf Recyclingpapier (80 g/m², weiß), hergestellt aus 100 % Altpapier.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	5
1. Chinesische Diaspora	6
2. Kaufleute und Seefahrer – Handelsdiaspora in Batavia und Singapore	12
2.1 Maritimer Handel und chinesische Diaspora	12
2.2 Chinesische Kolonialstädte unter europäischer Verwaltung	18
2.3 Koloniales Wirtschaftssystem und chinesische Wirtschaftsinteressen	25
2.4 Selbstverwaltung der chinesischen Gemeinde	31
2.5 Chinatown zwischen Segregation und chinesischer Metropole	37
3. Zinn und Gummi – Arbeitsmigranten in den Straits Settlements	44
3.1 Koloniale Wirtschaftsentwicklung im britischen Malaya	44
3.2 Zuwanderung chinesischer Arbeitskräfte	47
3.3 Chinesische Gesellschaft in den Straits Settlements	54
4. Akkulturation und religiöse Feste in der chinesischen Diaspora auf den Philippinen	61
4.1 Chinesen auf den spanischen Philippinen	61
4.2 Der Achte Mond	65
4.2.1 San Nicolás de Tolentino	67
4.2.2 Die Madonna von Caysasay	68
4.3 Chinesische Feste in katholischem Gewandt	72
4.4 Religion, Akkulturation und Kulturtransfer	81
5. Literatur	83
6. Abbildungsverzeichnis	89

Diese Seite bleibt aus technischen Gründen frei!

Einleitung

Rund 35 Millionen Menschen chinesischer Abstammung leben Anfang des 21. Jahrhunderts außerhalb der Volksrepublik China – Hongkong und Macao eingeschlossen – und Taiwans. Zu ihnen gehören Menschen, die vorübergehend ihr Mutterland verlassen haben, solche, die auf Dauer emigriert sind und schließlich dritte, die als Nachfahren einstiger Emigranten nur noch lockere Bindungen zum Land ihrer Vorväter haben und Bürger eines anderen Staates sind. Diese Aufzählung macht deutlich, dass es nicht leicht ist festzulegen, wer zur Gruppe der Auslandschinesen gehört oder sich als Teil von ihr fühlt. Aus diesem Grund variieren die Angaben zu ihrer Gesamtzahl, die man in der Literatur oder auf Webseiten findet. Unbestritten ist jedoch, dass es kaum ein Land auf der Welt gibt, das nicht zur vorübergehenden oder dauerhaften Heimat von Zuwanderern chinesischer Herkunft geworden ist. Chinatowns existieren in London ebenso wie in New York, San Francisco oder Sydney. Die übergroße Mehrheit der Auslandschinesen allerdings – etwa 27 Millionen – halten sich in asiatischen Ländern auf und innerhalb dieses Kontinents wiederum besonders in Südostasien, einer Region mit jahrhunderte langen kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen zu China. Rund 20 Millionen sind es zwischen Vietnam und Indonesien, zwischen Burma und den Philippinen. An zweiter Stelle der Kontinente folgen die Amerikas mit einer Zahl von schätzungsweise 6 Millionen Chinesischstämmigen. Europa zählt knapp 1 Million, Ozeanien 600.000 und Afrika 130.000.

Wie in dieser Kurseinheit geschildert wird, war Südostasien das älteste Ziel chinesischer Auswanderung. Kaufleute und Handwerker ließen sich auf den Philippinen, der malaiischen Halbinsel oder auf Java nieder. Manche taten dies nur für eine bestimmte Zeit, andere blieben auf Dauer, heirateten einheimische Frauen und passten sich der lokalen Kultur in beträchtlichem Maß an. Händler-Diasporen bildeten sich heraus. Im 19. Jahrhundert änderte sich das Bild. Mit dem Ende der Sklaverei weltweit und der einsetzenden Industrialisierung in Europa und den USA wuchs die Nachfrage nach Arbeitskräften ebenso wie die nach Rohstoffen mineralischer oder pflanzlicher Natur. Der Kulihandel belieferte die Zinnminen Südostasiens oder die Eisenbahnbaustellen in den USA mit Arbeitskräften aus dem Reich der Mitte. Auf den Goldfeldern Kaliforniens oder Australiens gehörten Chinesen zum alltäglichen Erscheinungsbild. Kulis wurden mehr oder weniger freiwillig rekrutiert und per Kontrakt an Arbeitgeber vermittelt und in Regionen verfrachtet, die ihnen unbekannt waren. Ihre Lebens- und Beschäftigungsverhältnisse wiesen gelegentlich sklavereiähnliche Züge auf. Viele kehrten zurück, doch andere blieben, und diese fanden sich zu Arbeitsdiasporen zusammen. Die vorliegende Kurseinheit behandelt die Verhältnisse in Südostasien, während die folgende – die vierte – die Zuwanderung in die beiden Amerikas beschreibt und zusätzlich die Immigration von Japanern mit ins Bild nimmt. Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts schlossen die USA, Australien und andere Länder ihre Gren-

zen für Chinesen. Im Laufe des 20. Jahrhunderts wurden die Restriktionen allmählich wieder gelockert, und an gut ausgebildeten und kapitalkräftigen Zuwanderern aus China entstand nun sogar großes Interesse. Bevor Hongkong in die Volksrepublik eingegliedert wurde, verließen viele Chinesen die einstige Britische Kronkolonie und wurden in Kanada, den USA oder Australien mit offenen Armen aufgenommen. Ärmere Chinesen wählten und wählen illegale Wege, um Auskommen und Aufstieg in den Industrieländern zu suchen. Bis in unsere Tage sind die Auslandschinesen Diskriminierungen unterschiedlichster Art ausgesetzt, die bis zu gewalttätigen rassistisch motivierten Übergriffen reichen. Chinesische Diasporen können also zu Zeiten auch als "Opferdiasporen" gesehen werden.

An der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert vergrößerte sich die Zahl der Menschen chinesischer Herkunft auf der Welt, die nicht in China lebten, jedes Jahr in beträchtlichem Maß. Zwischen 1998 und 1999 betrug die Zuwachsrate weltweit 2,3% und in den Amerikas sogar 19,8%. Sollte sich der Boom der chinesischen Wirtschaft fortsetzen, mag sich dieser Trend jedoch eines Tages umkehren.

1. Chinesische Diaspora in Südostasien – ein Überblick

Südostasien spielt in der Geschichte der chinesischen Auswanderung eine entscheidende Rolle.¹ Bis ins 19. Jahrhundert war die Region herausragendes Zielgebiet der Migrationen außerhalb des chinesischen Kaiserreichs, und auch nachdem diese globale Dimensionen angenommen hatten, blieb Südostasien zentraler Anziehungspunkt. Die Chinesen sind heute größte und einflussreichste Minderheit der Region. 1990 zählten sie dort mehr als 20 Millionen, und mit Singapur entstand in Südostasien sogar ein neues chinesisches Land, auf dessen Ursprünge in Kapitel 2 näher eingegangen wird. In diesem Stadtstaat waren 1990 2,1 Millionen Menschen chinesischer Abstammung zu Hause. Das entsprach einem Anteil 77,7% an der gesamten Einwohnerschaft. In Malaysia beläuft sich der chinesische Anteil an der Bevölkerung auf 29,4% (1991), in Brunei auf 15%, in Thailand auf 10%, in Indonesien auf 2,5%, auf den Philippinen und in Burma auf knapp 2%, in Vietnam auf 1,5%. Hier handelt es sich um Schätzwerte, da häufig genaue Statistiken fehlen. Außerdem sind die regionalen Unterschiede in den einzelnen Ländern sehr groß. Während, um ein Beispiel zu nennen, der durchschnittliche Anteil von Chinesen an der Bevölkerung in Indonesien 2,5% beträgt, liegt er in Jakarta bei 10% und in Pontianak auf Kalimantan bei 30%.²

¹ Zur chinesischen Diaspora in Südostasien: BUCHHOLT (1998); PAN (1998), bsd. S. 138-273; SOMERS HEIDHUES (1999).

² PAN (1998), S. 138, 140, 151, 172, 187, 200, 218, 233.

Die Chinesen, die in Südostasien ihr materielles Glück versuchen wollten, waren keine einheitliche Gruppe. Sie sprachen nicht die Hochsprache Mandarin, sondern verständigten sich in verschiedenen lokalen Dialekten des südlichen China, woher sie mehrheitlich stammten. Die Provinzen Fujian und Guangdong waren die wichtigsten Herkunftsgebiete. Doch von dort kamen nicht nur Han-Chinesen, sondern auch Angehörige des Bergvolks der Hakka. Die Verbindung mit den Ahnen in der Heimat sowie die Pflege dort üblicher lokaler Traditionen auch in der Fremde band die einzelnen Auswanderergruppen in der Diaspora zusammen und grenzte die chinesischen Gemeinden untereinander ab. Sie fanden sich in sogenannten *kongsis* zusammen, deren Kohärenz sich im gemeinsamen Dialekt, in der Herkunft aus der gleichen Region oder im gleichen Familiennamen begründete.

Die Heterogenität der chinesischen Diaspora Südostasiens verstärkte sich durch die jeweiligen lokalen Verhältnisse, die von Region zu Region erheblich voneinander abwichen. Zusätzlich vergrößert wurden die Unterschiede schließlich von der zeitlichen Dimension der Migrationsbewegungen, innerhalb derer sich Motive, soziale Zusammensetzung und Zahl der Auswanderer veränderten. Daraus ergab sich ein beständiges Wechselspiel zwischen kultureller Integration und Anpassung im Zielgebiet einerseits sowie Erneuerung und Wiederauffrischung altergebrachter Traditionen durch Zustrom aus dem Herkunftsgebiet andererseits.

Buddhistische Pilger gehörten zu den ersten Chinesen, die nach Südostasien kamen. Ihnen folgten Kaufleute. Fujian und Guangdong unterhielten traditionell Handelsbeziehungen mit den Ländern des kontinentalen und insularen Südostasiens, mit denen sie die Schifffahrtsrouten über das Südchinesische Meer verbanden. Es lockten zum einen die natürlichen Reichtümer Südostasiens, Gewürze wie Muskat, Nelken und Pfeffer vor allem. Zum anderen machten die regelmäßig wehenden Winde Südostasien zu einem idealen Zwischenhandelsplatz, auf dem Menschen aus allen Teilen des maritimen Asiens ihre Waren – Gewürze, Stoffe, Porzellan, Edelmetalle – anboten und das einkauften, was sie in ihrer Heimat gut absetzen konnten. Mit dem Nordostmonsun segelten chinesische Dschunken nach Südostasien, etwa nach Malakka auf der malaiischen Halbinsel. Der gleiche Wind trieb Schiffe von den Gewürzinseln zu diesem Umschlagplatz, während indische Händler mit dem Südwestmonsun den Golf von Bengalen überquerten. Der Rhythmus der Winde, aber auch die Pflege politischer und wirtschaftlicher Kontakte führten dazu, dass eine Reihe chinesischer Kaufleute regelmäßig für längere Zeit in den wichtigsten Häfen Südostasiens lebten. Zwar wollten die meisten zurückkehren, sobald sie ihre Geschäfte abgewickelt hatten, aber es entstanden nach und nach dennoch Händlerdiasporen.

Etliche einheimische Herrscher begrüßten die Anwesenheit von Chinesen nicht nur wegen der wirtschaftlichen Vorteile, die sie ihnen eröffneten. Aus politischen Gründen suchten die lokalen Machthaber das Aufkommen einer einheimischen Kaufmannsschicht zu verhindern. Da die Chinesen keinen gesellschaftlichen Rückhalt besaßen, war es ungefährlicher, ihnen nicht nur Handelsmöglichkeiten

einzuräumen, sondern sie auch mit der Organisation wichtiger wirtschaftlicher Aufgaben zu betrauen. So wurden Chinesen Hafenmeister, Steuerpächter oder Kreditgeber. Häufig heirateten sie einheimische Frauen, und sie und ihre Kinder stiegen in die lokale Elite auf.

An manchen Orten begannen die chinesischen Kaufleute im Laufe der Zeit zudem das herzustellen, was sie für den Export nach China benötigten oder auch was sich auf den örtlichen städtischen Märkten absetzen ließ. Wichtig wurde das Engagement von Chinesen im agrarischen Bereich. So kümmerten sie sich um Pfeffergärten und kultivierten Zuckerrohr im westlichen Java. In einigen Regionen der malaiischen Halbinsel sowie zwischen ihrer Südspitze und Sumatra auf den kleinen Inseln des Riau-Archipels gewannen sie aus einem Kletterstrauch den pflanzlichen Farb- und Gerbstoff Gambir. Die Wälder lieferten ihnen tropische Hölzer, und schließlich betrieben sie Minen, um Zinn und Gold abzubauen. Gold fand sich auf der Insel Borneo, genauer gesagt im westlichen Kalimantan und in Sarawak. Zinn stammte von der malaiischen Halbinsel. Aus den Kaufleuten wurden Unternehmer, und um Plantagen und Bergwerke betreiben zu können, rekrutierten sie Arbeitskräfte in China, die im Mittelpunkt des 3. Kapitels dieser Kurseinheit stehen werden.

Vor allem auf den Philippinen, aber punktuell auch auf Java, den Molukken und auf der malaiischen Halbinsel bildeten sich seit dem 16. Jahrhundert westliche Kolonialherrschaften heraus. Migrationsbereiten Ethnien wie den Chinesen eröffneten sich neue Verdienstmöglichkeiten. Einfache Arbeitskräfte waren ebenso gefragt wie Handwerker, Kleinhändler, Bauern oder sogar Künstler. Batavia beispielsweise wurde, wie es der niederländische Historiker Leonard Blussé pointiert und prägnant formulierte, zu einer chinesischen Kolonialstadt unter niederländischer Verwaltung.³

Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dehnten die westlichen Kolonialmächte im insularen wie im kontinentalen Südostasien ihre Kontrolle über Menschen und Territorien immer weiter aus. Ein Jahrhundert später war lediglich Si-am unabhängig geblieben. Die Interessen von Kolonialmächten und chinesischen Unternehmern bündelten sich. Die Produktion in Plantagen und Bergwerken wurde intensiviert, immer mehr chinesische Arbeitskräfte strömten nach Südostasien.

Diese Auswanderer wurden nicht mehr von den Chancen, die der Handel eröffnete, nach Südostasien gelockt. Mehr und mehr und besonders seit dem 19. Jahrhundert traten Armut und Kriegsfolgen als Auswanderungstriebkräfte in den Vordergrund. Die Produktivität in der Landwirtschaft hielt mit dem starken Bevölkerungswachstum nicht Schritt, und die Schäden, die Aufstände, Unruhen und staatliche Gegenmaßnahmen verursachten, verschärften die Probleme zusätzlich.

³ BLUSSÉ (1981); Leonard Blussés Studien zu Batavia mit Schwerpunkt auf der chinesischen Gemeinde sind zusammengestellt in: ders. (1986). Siehe hierzu das 2. Kapitel dieser Kurseinheit.

Die Knochenarbeit in Übersee war ein Weg, den heimatlichen Problemen zu entkommen und die Familie, die in der Regel dort zurückgeblieben war, finanziell zu unterstützen. Rasch erkannten die Zuwanderer, dass es für sie außerhalb von Plantagen und Bergwerken andere und vielleicht bessere Chancen gab. Allerdings waren ihren Entfaltungsmöglichkeiten häufig durch eine restriktive Gesetzgebung Grenzen gesetzt, die wirtschaftliche Aktivitäten, Reisemöglichkeiten oder Kontakte zur indigenen Bevölkerung einschränkten. Dennoch fanden zahlreiche Chinesen andere Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten als die Produktion von Cash Crops oder den Abbau von Gold und Zinn. Manche begannen, als Krämer über Land zu ziehen, oder eröffneten kleine Läden. Andere kauften Agrarprodukte auf und vermarkteten sie, dritte verliehen Geld an einheimische Kleinbauern. Einige wurde reich und investierten in die landwirtschaftliche Produktion oder in den Gütertransport. Die Regel waren solche Bilderbuchkarrieren allerdings nicht.

Die kleinteilige Organisation in *kongsis*, die sich die Auslandschinesen selber gaben, setzte sich fort in den Strukturen, die südostasiatische Herrscher oder westliche Kolonialmächte ihnen vorschrieben. In Städten mussten sie in bestimmten ethnisch definierten Vierteln leben, aus denen die modernen "China-Towns" hervorgingen. Dass Städte auf diese Weise segregiert waren und gerade fremden Kaufleuten bestimmte abgegrenzte Wohngebiete zugewiesen wurden, war keine koloniale Erfindung, sondern in vielen Teilen Asiens generelle Praxis. Ihre internen Angelegenheiten konnten die Chinesen selber regeln. Eigene Vertreter repräsentierten sie gegenüber den politischen Autoritäten, und das bedeutete für diese Führungsfiguren einen Zuwachs an Macht und Einfluss. Wie für indigene Herrscher, so übernahmen sie auch für die kolonialen Verwaltungen wichtige Aufgabe, etwa im Bereich der Steuerverwaltung. Besonders einflussreich wurden die Chinesen im französischen Saigon. Das Viertel, in dem sie zu Hause waren, hieß Cholon, und von dort aus organisierten sie die Verarbeitung und Vermarktung von Reis, des wichtigsten Ausfuhrsguts Französisch-Indochinas.⁴ Zwar grenzten sich die Auslandschinesen einerseits entsprechend ihrer regionalen Herkunft voneinander ab. Andererseits verfügten sie aber auch über dicht geknüpfte Netzwerke, die bis in die entlegensten Provinzen ihres Gastlandes als auch weit über dessen Grenzen hinausreichten.

In den europäischen Kolonien in Südostasien wurden die Chinesen dringend gebraucht, gleichzeitig aber misstrauisch beäugt. Furcht vor wachsendem Einfluss oder Neid auf den Wohlstand, den Fleiß und Geschäftssinn hervorbrachten, führten immer wieder zu Diskriminierungen und auch Pogromen. Auf den Philippinen kam es schon im 16. und 17. Jahrhundert zu blutigen Massakern, in Batavia kostete 1740 eine systematisch inszenierte Verfolgung dem Großteil der chinesischen Bevölkerung das Leben. Doch zu sehr war die koloniale Ökonomie auf die Chinesen angewiesen und zu groß waren die ökonomischen Chancen, die chinesische Zuwanderer auf den Philippinen oder in Niederländisch-Indien finden konnten, als

⁴ Zu den Chinesen in Vietnam siehe: ENGELBERT (2002).

dass sich die Diaspora-Gemeinden nicht jedes Mal schnell wieder mit Leben gefüllt hätten.

Angesichts von Vorurteilen und Gefährdungen verminderte sich jedoch die Distanz zwischen den verschiedenen Gruppen, und pan-chinesische Gefühle entstanden. Der Nationalismus, der sowohl China seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert als auch die postkolonialen Staaten Südostasiens erfasste, verstärkte diese Entwicklung. China reklamierte die Auslandschinesen als seine Staatsbürger, Kuomintang und Kommunistische Partei suchten unter ihnen Sympathisanten und Förderer, und die verschiedenen politischen Loyalitäten, die sich nun auch in der Diaspora herausbildeten, verwischten die traditionellen Herkunftsgrenzen. Nach der Dekolonisation schränkten die unabhängigen Staaten Südostasiens chinesische Aktivitäten in Landwirtschaft und Kleinhandel ein. Allerdings eröffneten sich in anderen Wirtschaftsbereichen neue Chancen, und eine Reihe von Chinesen stieg nicht zuletzt dank ihrer guten internationalen Beziehungen in die ökonomische Elite ihrer jeweiligen Gastländer auf.

Wie prekär und instabil die Lage für die Chinesen aber weiterhin ist, zeigen die blutigen Übergriffe, zu denen es bis in jüngste Zeit in unschöner Regelmäßigkeit besonders in Indonesien gekommen ist.⁵ Zuletzt war es 1998 der Zusammenklang von Finanzkrise und politischer Destabilisierung, der zu Plünderungen, Massenvergewaltigungen und Ermordung von einigen Tausend Chinesen führte. Doch auch Malaysia erschütterten 1969 nach einer Wahl Rassenunruhen, und in Vietnam folgte auf den Sieg der Kommunisten 1975 und die Verstaatlichung der Geschäfte ein Exodus der chinesischstämmigen Bevölkerung.

Heute werden die chinesischen Gemeinden in den Ländern Südostasiens kleiner. Die Gründe liegen zum einen in einer niedrigen Geburtenrate, zum anderen in einer beträchtlichen Auswanderung, häufig in andere Diasporen in Nordamerika oder Australien. Zudem ist der Zustrom von Einwanderern aus China praktisch vollständig versiegt.

Lange Zeit waren es fast ausschließlich chinesische Männer, die nach Südostasien kamen. Sie gingen Beziehungen zu einheimischen Frauen ein und passten sich, wenn sie länger blieben, nach und nach lokalen Lebensformen und Verhaltensweisen an. Noch mehr galt das für die Kinder aus diesen Beziehungen. In Thailand nannte man sie "lukjin", im Lande geborene "Kinder". Sie trugen thailändische Namen, sprachen Thai, bekannten sich zum Theravada-Buddhismus und orientierten sich an den Normen des Landes ihrer Mutter. Baba- oder Peranakan-Chinesen hießen sie im malaiisch-indonesischen Raum, und auch in dieser Bezeichnung steckt das Wort "Kind", "anak". Sie hatten sich ebenfalls in Kleidung, Sprache und Verhaltensweisen den lokalen Gegebenheiten angepasst. Zu diesen

⁵ Näheres in CHUA-FRANZ (2002).

Gruppen "kreolisierter" Chinesen gehörten ferner die philippinischen Mestizos, von denen in Kapitel 4 detailliert die Rede sein wird.

Mit ihnen kontrastierten die Neuankömmlinge, die das chinesische Erbe immer wieder auffrischten, da sie mit der Kultur ihrer Herkunftsregion noch eng verbunden waren. In Indonesien nannte man sie "totok", "rein". Im Laufe der Zeit allerdings akkulturierten sie sich ebenfalls. Als ihre Zahl jedoch im 20. Jahrhundert stark zunahm und mehr und mehr Frauen die Auswanderung mitmachten, schwächten sich die Anpassungstendenzen deutlich ab. Dort wo sich große chinesische Gemeinden bildeten, lassen sich sogar Re-Sinisierungsprozesse unter Baba- oder Peranakan-Chinesen beobachten.